

## **Technisch versiert oder allgemein gebildet?** Kritische Anfragen an die Medienkompetenz

*Rainer Steib*

Viel ist und war in der Medienpädagogik der vergangenen Jahrzehnte von Medienkompetenz die Rede. Bei der gleichzeitigen Vermutung, dass Kinder und Jugendliche durch Medien gefährdet sind und der Behauptung einer quasi autonom entwickelten Kompetenz im Umgang mit den gefährdenden Medien wurden allerlei Konzepte entwickelt, wie Kinder und Jugendliche selbstverantwortlich, kritisch und kreativ mit Medien umzugehen lernen sollten.

Aber ist der Gedanke, dass Kinder unbedingt eigene Medien kreieren müssen, nicht eine Ideologie und der kritische Umgang mit sogenannten Fake-News eine heillose Überforderung? Sind nicht schon die meisten Erwachsenen nicht in der Lage, den Wahrheitsgehalt der meisten Nachrichten zu überprüfen? Erliegen nicht in erster Linie Erwachsene den Verlockungen der Werbung und sind es nicht auch und gerade Erwachsene, die hemmungslos und bedenkenlos ihre Daten in den sogenannten sozialen Medien öffentlich preisgeben?

Warum erwarten wir von unseren Kindern, dass sie die besseren Erwachsenen sind?

Warum also soll Kindern und Jugendlichen eine Medienkompetenz vermittelt werden, die die meisten Erwachsenen nicht haben? Ist es nicht sinnvoller, Kinder und Jugendliche stattdessen zu reifen Persönlichkeiten heran zu erziehen? Sollten wir unseren Kindern statt des Sammels und Verarbeitens von Informationen, nicht ein solides Wissen und eine umfassende Bildung angedeihen lassen? Wer Kenntnisse in Wissen und Wissen in Bildung übersetzen kann, kann am ehesten erkennen, ob auf dem Hintergrund seiner umfassenden Lagekenntnis eine bestimmte Information als authentisch oder potenziell wahrheitsgemäß eingestuft werden kann.

Wäre es nicht sinnvoller statt Medienkompetenz Entscheidungskompetenz und Fantasie zu schulen? Wäre es nicht besser Jugendlichen den Umgang mit Freizeit zu vermitteln, die Fähigkeit unverfügbar zu sein, die Kunst Stille zu ertragen und die Hartnäckigkeit Unterbrechungen nicht zu dulden?

Was bedeuten die Vorzeichen der herannahenden Überall-Digitalisierung für die Notwendigkeiten einer heutigen Erziehung? Im 21. Jahrhundert geht es um völlig andere Fähigkeiten und Kulturtechniken als in den Jahrzehnten und Jahrhunderten davor.

Die Fiktion von schulischer Medienkompetenz-Vermittlung sollte kritisch hinterfragt werden. Welcher Jugendliche will sich von seinen Lehrern sagen lassen, wie man mit Dingen umzugehen hat, mit denen er schon längst umgeht? Und warum sollte man umgekehrt Schülern den Umgang mit Dingen vermitteln, mit denen sie gar nicht (oder noch nicht) umgehen?

Kreative Produktionsprozesse in der Gruppe, die Kinder und Jugendliche sonst nicht durchführen können, können als Ermöglichung von medialer Kreativität im Unterricht Sinn machen. Die Arbeit mit medialen Hilfsmitteln, zumal solchen, die didaktische Effizienz generieren, ist zweifellos ein Weg der Zukunft. Aber ist „Medienerziehung“ ein sinnvoller Weg zu einem besseren Umgang mit der Realität oder gar ein notwendiges Unterrichtsfach?

### **Aufwachsen früher und heute**

Projektionen einer gelungenen Kindheit und Jugend

Ob es schon immer eine Kindheit gab, ist umstritten. So vertrat zumindest der berühmte französische Historiker Philippe Ariès die These, dass sich ein Begriff von Kindheit erst im 16./17. Jahrhundert entwickelt habe. Ariès behauptet von der von ihm als alte, traditionale bezeichneten Gesellschaft „daß sie vom Kind und mehr noch vom Heranwachsenden nur schwach entwickelte Vorstellungen hatte. Die Dauer der Kindheit war auf das zarteste Kindesalter beschränkt, d.h. auf die Periode, wo das kleine Wesen nicht ohne fremde Hilfe auskommen kann; das Kind wurde also, kaum dass es sich physisch zurecht finden konnte, übergangslos zu den Erwachsenen gezählt, es teilte ihre Arbeit und ihre Spiele. Vom sehr kleinen Kind wurde es sofort zum jungen Menschen, ohne die Etappen der Jugend zu durchlaufen...“<sup>1</sup> Ariès verweist darauf,

---

<sup>1</sup> Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit, München, 1978, S.45f

dass es daraus resultierend natürlich auch keinen, wie auch immer gearteten Erziehungsauftrag oder ein eigenes Verständnis von Erziehung in der mittelalterlichen Gesellschaft gab: „Die Weitergabe der Werte und der Kenntnisse und, allgemeiner gesprochen, die Sozialisation des Kindes wurden also von der Familie weder gewährleistet, noch durch sie kontrolliert.“<sup>2</sup> Dabei argumentiert Ariès vor allem aus ikonographischen Befunden heraus. Der Mangel an Kinderdarstellungen oder Kinderportraits aus dieser Zeit sind ihm Hinweis auf den entsprechend niedrigen Stellenwert der Kinder bzw. des Kindes an sich. „Die Vorstellung, das Bild eines Kindes zu bewahren, ob dieses nun am Leben geblieben und erwachsen geworden oder aber im zarten Alter gestorben war, kannte man nicht. Im ersten Falle war die Kindheit nur eine bedeutungslose Übergangszeit, die man nicht im Gedächtnis zu behalten brauchte; im zweiten Falle, d.h. wenn das Kind gestorben war, fand man nicht, daß dieses kleine Ding, das allzu früh wieder aus der Welt verschwunden war, des Andenkens würdig sei: dafür gab es zu viele, die unter den gleichen Schwierigkeiten am Leben erhalten werden mussten.“<sup>3</sup>

Andere Forscher widersprechen dem und verweisen darauf, dass schon die alten Griechen Ideen über die Erziehung der Kinder entwickelt hätten. Allerdings unter dem Vorbehalt, dass hier ein deutliches Übergewicht auf der Jugendzeit gelegen sei.

„In der Antike etwa dachten Römer und Griechen, nicht die Zeit als Kind sei entscheidend für die Persönlichkeitsentwicklung, sondern das Jugendalter von der Pubertät bis zum 21. Lebensjahr. Zwar sicherten Kinder den Fortbestand des Familiengeschlechts und halfen den Eltern bei einfachen Tätigkeiten, doch sie galten nicht als Individuen mit eigenen Talenten, Interessen und Gedanken. Die Kindheit selbst, bemerkte der römische Philosoph Cicero, könne nicht gepriesen werden – lediglich ihr Potenzial.“<sup>4</sup>

Sahar verweist darauf, dass es sogar differenzierte Vorstellungen von verschiedenen Phasen der Kindheit bzw. Jugendzeit gab. „Im Mittelalter unterschieden die Autoren von medizinischen, didaktischen und moralischen Abhandlungen ebenfalls mehrere Entwicklungsphasen in der

---

2 Ebd., S.46

3 Ebd., S.98

4 <https://www.geo.de/magazine/geo-kompakt/6772-rtkl-kindheit-rousseau-entdecker-kindheit>

Kindheit und im Leben des Menschen. Meist wurde die Kindheit in drei Phasen unterteilt, 1. die *infantia* (frühe Kindheit) von der Geburt bis zum Alter von sieben Jahren; 2. die *pueritia*, bei den Mädchen von sieben bis zwölf, bei den Jungen von sieben bis vierzehn; die *adolescencia* von zwölf bzw. 14 bis zum Erwachsenenalter. Die meisten Autoren nennen den Zeitabschnitt nach der Adoleszenz *juventus*.<sup>5</sup> Es gibt also wohl-gemerkt und selbstverständlich eine Definition oder Vorstellung von „Kind“, nicht aber gleichzeitig eine unseren modernen Vorstellungen vergleichbare Auffassung von „Kindheit“. Und ob es nun ein Verständ-nis der Begrifflichkeit von Kindheit gab oder nicht, so spielte die Kind-heit als solche doch keine große Rolle im Umgang mit den Kindern. Sie wurde nicht als eigener Lebensabschnitt verstanden und auch nicht als besonderer Schutzraum. Kinder waren lediglich leider noch nicht arbeitsfähige Wesen, die es auf das Arbeiten vorzubereiten galt.

„Auch im Mittelalter maßen die Menschen dem ersten Lebensabschnitt kaum Bedeutung bei. Sobald Kinder kräftig genug waren, halfen sie den Eltern bei der Viehzucht, bestellten die Felder oder arbeiteten in Werk-stätten. Eine Abgrenzung zwischen Kinder- und Erwachsenenwelt gab es nicht. Mit sieben Jahren wurden sie als ‚kleine Erwachsene‘ behandelt und miteinander verlobt. Der Wert eines Kindes definierte sich über dessen Nutzen für die Eltern.“<sup>6</sup>

Es gab allerdings gewissermaßen Erziehungsziele oder Rahmenvorstel-lungen für eine Erziehung: „Oberstes Erziehungsziel war der christliche Mensch, die Moral war wichtiger als Wissen und berufliche Fertigkeit-en. ... Mädchen und Jungen sollten zu Bescheidenheit und Keuschheit erzogen werden, bei Mädchen spielten diese Tugenden jedoch eine wesentlich größere Rolle. Großer Wert wurde darauf gelegt, die Mäd-chen Gehorsam zu lehren ...“<sup>7</sup> Man ahnt schon, dass Bescheidenheit und Gehorsam natürlich stark gesellschaftskonservierende Funktionen haben. Erziehung diente der Stabilisierung der gesellschaftlichen Hie-rarchie.

---

5 Sahar, Sulamit: Kindheit im Mittelalter, München 1991, S. 90

6 <https://www.geo.de/magazine/geo-kompakt/6772-rtkl-kindheit-rousseau-entdecker-kindheit>

7 Sahar, Sulamit: Kindheit im Mittelalter, München 1991, S. 196

„Ein weiteres Erziehungsziel bestand darin, die herrschende Gesellschaftsordnung für gut und gerecht zu befinden, da diese Gottes Willen entspreche und Teil der harmonischen Ordnung im Universum sei.“<sup>8</sup>

Dies dekliniert sich hinunter bis in die Bedeutung der einzelnen Gebote. So war das Elterngebot ein besonders bedeutsames Gebot in der mittelalterlichen Gesellschaft und es diente nicht nur der Altersvorsorge, wie heute gerne kolportiert wird. „Die Pflicht, die Eltern zu ehren, war nicht nur ein biblisches Gebot, die christliche Vorstellung von Gehorsam und Ergebenheit diente auch der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung.“<sup>9</sup>

Im Laufe der Zeit entwickelte sich dann aber doch eine gewisse Vorstellung der Kindheitsphase. Allerdings eine eher negativ belegte und durch Mängel und Defizite definierte Vorstellung. Kinder und Jugendliche galten zunehmend als erziehungsfähige und erziehungsbedürftige Wesen. „Im 15. Jahrhundert änderte sich diese Einstellung. Nun galten Heranwachsende als dumm, schwächlich und unvollkommen. Aber auch als Wesen, die mithilfe strenger Erziehung zu ehrbaren und vernünftigen Menschen heranzuwachsen vermochten. Dafür sollten in der Renaissance auch die Schulen sorgen: Nach festen Lehrplänen und mit grimmiger Disziplin wurde der Nachwuchs dort auf das Erwachsenenleben vorbereitet.“<sup>10</sup> Diese eher negative Einstellung sollte sich dann jedoch abermals ändern. Kindern wurde mehr zugetraut. Erwartungen an die Kinder begannen Formen anzunehmen und gleichzeitig verstärkte sich damit auch noch einmal die Auffassung von der Formbarkeit und der Formungs-Notwendigkeit der Kinder.

„Mit der Aufklärung wandelte sich diese Haltung erneut. Eltern behandelten Kinder jetzt freundschaftlicher, vertrauensvoller – und doch blieb ihr pädagogisches Ziel gleich: Ihre Nachkommen sollten nach bestimmten Vorstellungen geformt und so zu nützlichen Bürgern der Gesellschaft herangezogen werden.“<sup>11</sup>

---

8 Ebda S.196f

9 Ebda S.199

10 <https://www.geo.de/magazine/geo-kompakt/6772-rtkl-kindheit-rousseau-entdeckerder-kindheit>

11 <https://www.geo.de/magazine/geo-kompakt/6772-rtkl-kindheit-rousseau-entdeckerder-kindheit>

Im 19. Jahrhundert nahm die Idee der Kindheit und allzumal der glücklichen Kindheit dann so richtig Fahrt auf. „Die Vorstellung von einer „glücklichen“ Kindheit gehörte zum Selbstdarstellungsprojekt des aufstrebenden Bürgertums. Anders als der seine Kinder in ihrer Entwicklung beschränkende Adel, anders auch als das bildungsferne Proletariat mit seinen „Schmuddelkindern“, schien nur der Bürger mit seinem Verständnis von Bildung, Arbeit und Moral eine für seine eigenen Kinder und die Kinder einer ganzen Nation richtige Erziehung bieten zu können.

Zusammenfassend sei gesagt: Eine Vorstellung davon, wie der heranwachsende Mensch unter der Anleitung von erwachsenen Menschen zu einem glücklichen Menschen oder einem Menschen mit „gelingendem Leben“ herangebildet werden kann, gibt es schon lange. Dabei waren die Definitionen davon, was ein gelungenes Leben sei oder welche Faktoren dasselbe gefährdeten, naturgemäß auch immer schon sehr unterschiedlich. Auch die Vorstellungen oder das Idealbild eines Kindes oder Jugendlichen unterlagen gewissermaßen dem Zeitgeist oder der politischen Ideologie. Man denke nur an die geläufige nationalsozialistische Vorstellung, nach der vor allem männliche Jugendliche definiert wurden:

„In unseren Augen, da muss der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl. Wir müssen einen neuen Menschen erziehen, auf dass unser Volk nicht an den Degenerationserscheinungen der Zeit zugrunde geht.“<sup>12</sup>

Hier werden die Normgerechten vor allem nach dem äußeren Erscheinungsbild oder nach Faktoren wie Sportlichkeit definiert. Hauptsächlich steht aber ein Anti-Bild im Raum: das einer degenerierten Gesellschaft, ohne dass dieses genauer definiert wird. Ziel- und Idealvorstellungen eines Kindes oder einer/eines Jugendlichen lassen sich also im Zweifelsfall sogar auf einer sehr dünnen Basis, rein nach Äußerlichkeiten definiert, erstellen, solange das Gegenbild, die drohende Gefahr, nur stark genug ist, selbst wenn sie nicht einmal genauerhin beschrieben werden kann.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass das Bild von Kindheit in der Geschichte immer stark mit Restriktionen belegt war. Kinder wurden

---

<sup>12</sup> Hitler-Rede in Nürnberg, 14.09.35

vor allem als Mängelwesen verstanden, die dementsprechend herangezogen und behütet werden mussten.

„Die Geschichte der Konstruktion von Kindheit ist zu einem großen Teil die Konstruktion kindlicher Passivität. Kinder sind zu einem beträchtlichen Teil dadurch definiert, was sie nicht tun dürfen oder wo sie sich nicht aufhalten sollen. ... Das so zentrale Konzept der „Unschuld“ ist unmittelbar mit der Forderung nach „Schutz“ verbunden: Schutz des besonderen, unschuldigen Kindes vor der normalen, für Kinder aber gefährlichen Welt der Erwachsenen.“<sup>13</sup>

Ähnliches gilt selbstverständlich auch für Jugendliche. Ihnen wird nur bedingt rationales Handeln und Selbständigkeit zugetraut. In der heutigen Zeit gelten sie als Wesen, deren Geschlechtsreife leider deutlich vor ihrer Vernunftreife eintritt. Jugendliche sind launisch, unberechenbar und unreflektiert. Allerdings sind Jugendliche auch technisch versiert. Sie haben die Zeit und bringen sie auf, um sich in die kleinen technischen Geräte des Alltags einzuarbeiten. Sie kennen sich aus mit Apps und Streamingdiensten, mit Games und Konsolen, mit Videoschnitt und Fotobearbeitung. Sie besitzen also Schlüsselkompetenzen, die in der Zeit der Digitalisierung durchaus bedeutsam sind. Jugendliche sind ambivalente Wesen. Aber die Gesellschaft wünscht sich geschlechtslose, glückliche Wesen. Und deshalb stehen neben vielen anderen Dingen auch Medien im Verdacht, den Jugendlichen zu schaden, und Jugendliche unter der Sorge, vor den Medien geschützt werden zu müssen. Wiewohl klar ist, dass heute ein Leben in der digitalen Welt ohne ein gewisses Maß an kompetenter Mediennutzung nicht möglich ist, bilden sich doch Vorstellungen von einer quasi medienfreien, heilen Welt, in der die Kinder heran- und die Jugendlichen aufwachsen sollen. Diese Projektionen sind nicht nur rückwärtsgewandt und irrational, sondern auch im Grunde kontraproduktiv.

---

13 <http://www.tagesspiegel.de/wissen/eine-geschichte-der-kindheit-die-schutzbefohlenen/19903226.html>)

## Herausforderungen der Gegenwart

Die Welt, in die Kinder und Jugendliche heute hineinwachsen oder in der sie heranwachsen, ist charakterisiert von teilweise gegenläufigen Entwicklungen. Da ist zum einen die Welt der Gleichaltrigen, in der z.B. das Markenbewusstsein und die Schnelligkeit des Dabeiseins beim immer Neuesten eine bedeutsame Rolle spielen. Da will man nicht hinterher laufen, wenn es um die neuesten technischen Entwicklungen oder die neuesten Spiele auf dem Softwaremarkt geht. Da muss das Fußball-Konsolenspiel spätestens im Herbst die Jahreszahl der kommenden Saison tragen. Da braucht man die neueste Musik und die neuesten Streaming-Serien. Da sollte das Handy kein No-name-Produkt sein. Ein iPhone wäre das Ziel der Träume. Mitreden können war schon immer wichtig in der Peergroup, aber heutzutage sind es eben zunehmend mediale Inhalte oder mediale Themen, über die man spricht. Dem gegenüber steht oft ein Elternhaus, das noch wenig digitalisiert ist. Für die Elterngeneration sind nicht selten der Fernseher und die Tageszeitung noch die Leitmedien. Andererseits gibt es durchaus Elternhäuser, bei denen das alle zwei Jahre ausgewechselte iPhone des Vaters als Geschenk auf den Sohn im Grundschulalter hernieder geht. Und schließlich gehen die Kids in eine Schule, die oftmals einen Beamerwagen als die Krone ihrer technischen Errungenschaften betrachten muss. Während zu Hause die ständige Verfügbarkeit des Internets auf dem Smartphone oder dem Pad schon alltäglich ist, gehört in der Schule die gelegentliche Nutzung des PC oder des Internetraums zu den Meilensteinen der Digitalisierung. Hier klaffen also oftmals die Welten deutlich auseinander. Hier entsteht nicht unbedingt ein zusätzlicher Druck für Jugendliche – früher musste man eben Kleidungs-, Frisur- und Mofa-mäßig auf dem Laufenden sein –, aber vielleicht ein schneller getakteter Druck als früher. Die Halbwertszeiten der medialen Produkte sind doch oft deutlich kürzer als die der herkömmlichen Konsumartikel. Aber hier entsteht auch eine paradoxe Situation. Die Kinder und Jugendlichen sind nicht mehr nur die Mängelwesen. Im Gegenteil. Sie haben einen Kompetenzvorsprung vor den Erwachsenen. Der bezieht sich zwar oftmals auf sehr spezifische Segmente – also zum Beispiel auf die Alltagsfunktionen der technischen Geräte oder auf bestimmte Spielfunktionen, während etwa



in der Handhabung von Textverarbeitungsprogrammen oder in den Kenntnissen über Regeln und Techniken vernünftiger Internetrecherchen deutliche Defizite vorhanden sind – aber dieser segmentarische Kompetenzvorsprung ist zweifellos vorhanden und wird von den meisten Erwachsenen auch anerkannt oder sogar genutzt. Nicht selten sind die Lehrer auf die tätige Mithilfe ihrer Schüler angewiesen, wenn es um die Bedienung der technischen Präsentationsgeräte im Unterricht geht.

Ein Zweites: Im Zeitalter des Internets wachsen Kinder und Jugendliche oft quasi gänzlich ohne Schutzräume auf. Jeder halbwegs technisch versierte 12-Jährige hat die leichte Möglichkeit, sich mittels Porno-Portalen eine Bandbreite sexueller Praktiken zu Gemüte zu führen, von der seine Eltern oft nicht einmal vom Hören-Sagen her den Schein einer Ahnung haben. Mit welchen Bildern im Kopf und welchen Vorstellungen über Sexualität wachsen diese Kinder auf? Werden sie die Motive der Leistungspräferenz, der Scham- und Grenzlosigkeit, der Unverbindlichkeit und des Primats der Körperlichkeit vor der Gefühlswelt verinnerlichen? Gleichzeitig haben die Jugendlichen auch Zugang zu Gewaltdarstellungen und Gewaltfantasien wie keine Generation vor ihnen. Welche Narben wird das auf ihrer Seele hinterlassen? Wird eine Hemmschwelle dadurch herabgesetzt? Wird Gewalt als probates Problemlösungsmittel internalisiert? Das ist schon eine alte Debatte, die bereits in den 70er Jahren mit dem Thema Fernsehgewalt begonnen hat, aber eine Debatte, die aufgrund der völligen Unkontrollierbarkeit der heutigen Situation noch einmal geführt werden muss.

Wir haben also Kinder und Jugendliche, die mit der medialen Gegenwartssituation oftmals deutlich überfordert sind, und gleichzeitig fordern Eltern, Schule und Gesellschaft ebenfalls viel und in steigender Tendenz von den jungen Menschen. Da soll man mehrere Fremdsprachen und weitere schulische Schwerpunkte erlernen, möglichst ein Instrument spielen, sportlich sein und trainieren und nebenbei noch die einen oder anderen sozialen Kontakte pflegen. Viel war von den sogenannten Helikoptereltern in letzter Zeit die Rede. Eltern, die ihr Kind zu sehr behüten und am liebsten in der vierten Klasse noch persönlich im Klassenzimmer abliefern. Gleichzeitig muss aber auch erwähnt werden, dass diese Elterngeneration eben nicht nur fördernd, sondern auch fordernd und oftmals überfordernd ist.

Steuern wir auf die mediale Überforderung zu? In ihrem Freizeitverhalten benutzen Kinder und Jugendliche Medien immer noch vorwiegend zur Unterhaltung und Entspannung. Also – alles gut? Nicht unbedingt. Kritische Fragen wurden aufgezeigt. Die Medienwelt Jugendlicher ist eben vielfältig, denn die Mediatisierung und auch die Digitalisierung sind Totalphänomene. Sie betreffen eben nicht nur einzelne Bereiche, sondern das komplette Leben der Menschen und alle Teilbereiche ihres gesellschaftlichen und privaten Lebens. Insofern wäre es auch zu eindimensional gedacht, hier eine einfache und einheitliche Wirkungskette aufstellen zu wollen. Während die einen durch Medienkonsum relaxen („chillen“) und neue Kräfte sammeln können, werden die anderen davon eher aufgedreht und gestresst oder entwickeln schlimmstenfalls noch ein gewisses Suchtverhalten. Während die einen die medialen Kommunikationsmöglichkeiten kreativ nutzen, um sich selbst zu verwirklichen und Kontakte zu pflegen, benutzen die anderen Chats und Blogs vorwiegend um zu beleidigen, zu dissen und zu mobben. Das bedeutet natürlich auch, dass viele Kinder und Jugendliche Mobbing-Erfahrungen machen (müssen). Von bis zu 30 % ist die Rede, wobei hier seriöse Angaben schwierig sind, zum einen wegen der üblichen Dunkelziffer in solchen Bereichen, und zum anderen, weil der Begriff des „Mobbing“ natürlich schwer einzugrenzen ist und Jugendliche bei Selbstauskünften in Befragungen hier das eine oder andere harsche Wort in einem Chat, das im Real Life selbstverständlich wäre, dann bereits unter dem Begriff Mobbing subsumieren.

### **Mediale Dystopien**

Der Volksmund

Der Psychologe und Psychotherapeut Georg Milzner schreibt: „Tatsächlich ist es selten, dass ein Phänomen die Lebenswelt einerseits komplett prägt und andererseits Anlass zu tiefer Sorge gibt.“<sup>14</sup> Damit beschreibt er die Einzigartigkeit dieser Dichotomie, in der wir alle leben, nämlich dass zum einen ein Leben ohne Computer, Handy und Internet kaum mehr denkbar ist, zum anderen aber uns im Hinblick auf die Heran-

---

<sup>14</sup> Milzner, Georg: Digitale Hysterie – warum Computer unsere Kinder weder krank noch dumm machen, Weinheim, 2016, S.41

wachsenden ein großes Unbehagen in Bezug auf diese Techniken umtreibt.

Schon seit ihrem Bestehen werden (neue) Medien verdächtigt, Schäden bei Kindern und Jugendlichen anzurichten. Natürlich mag dies auch daran liegen, dass der geneigte, aber scheiternde Erzieher damit eine gute Argumentationshilfe hat, wenn es darum geht, die Ursachen des Versagens auf die „heimlichen Miterzieher“ wie Fernsehen und Internet zu verlagern. Aber sicherlich sind die Medienwelten der Kinder auch deshalb suspekt, weil es eben die Medienwelten der Kinder und nicht der Erwachsenen sind. Da mangelt es oft an Einfühlungsvermögen der Erwachsenen, welche Impulse oder welche Erfolgserlebnisse die Kinder sich bei „ihren“ Medien abholen. Da ist oft nicht die Bereitschaft da, sich auf neue und ungewöhnliche Formen und Bildsprachen einzulassen. Schließlich sind die meisten Erwachsenen auch geformt von ihrer eigenen Mediensozialisation und sind oft stärker von ihren damaligen Medienwelten geprägt, als es ihnen bewusst ist. Ein zusätzliches Element dürfte der Erwachsenen-Neid sein auf die Zeit, die die Kinder für ihre Medien investieren (können) und die die Erwachsenen in ihrer angespannten Welt oftmals nicht aufbringen können oder wollen.

Gründe mag man, wie zu sehen ist, viele finden. Mal triftige, mal weniger triftige, nachvollziehbare, einleuchtende oder eher skurrile. Fakt ist, dass die Verdachtsmomente gegen Medien vielfältig sind. Zunächst einmal ist da die Nachahmungshypothese, also die Theorie, dass Kinder und Jugendliche unerwünschte Verhaltensweisen von den Medien übernehmen. Obwohl rein zeitlich das Zusammensein und Modell-Lernen im Hinblick auf Eltern, Freunde, Lehrer usw. weitaus ausgeprägter sein dürfte als der Kontakt mit medialen Vorbildern, wird diesen eine äußerst große suggestive Kraft zugeschrieben. Dabei geht es in der Diskussion natürlich oftmals um aggressives oder gewalttätiges Verhalten. Obwohl auch statistisch keine ansteigenden kriminellen Energien festgestellt werden können, wird diese Form der Wirkung unterstellt. Waren es früher die gewalttätigen Filme, die Jugendliche gewalttätig machen sollten, so ist es heutzutage der Konnex von schulischen Amokläufern und den Usern von Egoshooter-Spielen, der sehr schnell hergestellt wird. Umgekehrt dürfte die Hypothese überzeugender sein, dass eine Person, die fähig und in der Lage ist, ein Massaker anzurichten,

durchaus auch Affinitäten zu gewalttätigen Spielen haben kann. Auch mag es diskutabel sein, ob zu viel bewegungsloses Sitzen vor dem Monitor einen Bewegungs- oder Reaktionsbedarf nach sich zieht. Dass aus Bewegungsmangel Aggression entsteht, würde aber eine ganze Büro-Angestellten-Riege in Misskredit bringen.

Viel ist im Laufe der Jahre von einer Internet-Sucht die Rede gewesen. Wo, wann und wie genau Sucht beginnt, ist aber nicht verbindlich definiert. Ist jemand, der zwei bis drei Stunden täglich das Internet nutzt, schon süchtig? Oder wie oft muss man in der Stunde aufs Handy schauen, das ja ohnehin jeder jederzeit bei sich hat, um als süchtig zu gelten?

Dass Medien Hemmschwellen heruntersetzen, scheint durch die Milliarden von Hass-Kommentaren oder Beleidigungen, durch Shit-Storms und Mobbing in den neuen und doch nicht so sozialen Medien mehr als belegt zu sein. Aber Vorsicht – hier sind die medialen Plattformen weder die Ursache für das beleidigende Verhalten, noch mag man diagnostizieren, dass sie grundsätzlich freundliche Menschen zu grundsätzlich beleidigenden Menschen umformen. Man kann hier lediglich festhalten, dass die Anonymität der Plattformen, bzw. oftmals nicht einmal diese, lediglich die Unverbindlichkeit und die einfache Möglichkeit der Kommunikation hier zu unbedachten Handlungsweisen verleiten, bzw. dazu verleiten, Dinge, die man in einer Face-to-Face-Kommunikation niemals so ausdrücken oder gar überhaupt ausdrücken würde, vorschnell und unreflektiert zu posten.

Werden wir also zu einem Volk von Beleidigern? Entwickeln wir uns zumindest zu einer Masse von verbal Gewalttätigen, wenn wir schon nicht handgreiflich werden? Der Volksmund wusste schon immer, dass zu viel Medienkonsum dick, doof und gewalttätig macht. Mit Ausnahme von Bücherkonsum selbstverständlich. Davon wird man gebildet, kreativ und intelligent – vielleicht ein bisschen langweilig – aber ok.

Schon immer wurden den Medien auch negative Wirkungen im Hinblick auf die Intelligenz nachgesagt. Medienkonsum verdummt – kurz gesagt. Dabei dachte man nicht in erster Linie an das, was man heutzutage Fake-News nennt oder an die Beeinflussung von Weltbildern und Interpretationszusammenhängen, sondern an schlichte Direktwirkungen nach dem Motto: kein hoch-geistiger Medieninhalt, keine

hoch-geistige Gehirnfunktion. Was allerdings hoch-geistig oder high-culture ist oder überhaupt kulturell wertvoll oder wertlos, das dürfte eine lange und ergebnisoffene Diskussion nach sich ziehen. Die Hypothesen gehen in die Richtung, dass Zeitverschwendung mit (Unterhaltungs-)Medien eben zu einer mangelhaften geistigen Weiterentwicklung führt.

Oftmals – man muss es zugestehen – rühren die Verdachtsmomente der Erwachsenen gegen die Medien (und damit gegenüber den vermuteten Medienwirkungen) von mangelnder Kenntnis. Wer nimmt sich schon mal die Zeit, mit seinen Kindern zwei Stunden ein Konsolen-Fußballspiel zu zocken. Die meisten Spiele haben den Effekt, dass man sich eine gewisse taktile Geschicklichkeit aneignen muss, um sie einigermaßen sinnvoll spielen zu können. Erst dann kann man ihren Reiz nachvollziehen. Vom kurzen, distanzierten Zuschauen erschließt sich den Erwachsenen meistens weder der Sinn noch der Reiz eines Spiels. Die meisten Erwachsenen bringen noch nicht einmal die Zeit oder die Motivation auf, mit Kindern und Jugendlichen darüber zu reden, was ihnen an ihren Medienwelten denn so Spaß macht, worin denn der Reiz eines bestimmten Spieles liegt und welche Beziehungen sie über ihre Medien pflegen.

#### Die Gehirnforscher

Nachdem sich in den 80er/90er Jahren die Diskussion um die negativen Medienwirkungen ein wenig beruhigt hatte und die Medienpädagogik mit dem Begriff der „Medienkompetenz“ endlich eine gewisse Zieldefinition für medienerzieherische Arbeit gefunden hatte, kam die aufstrebende Disziplin der Gehirnforschung daher, um neue Verdachtsmomente gegen die Medien zu schüren, bzw. schlimmer noch, denen, die es immer schon gewusst hatten, wissenschaftliche Untermauerungen ihrer medienpessimistischen Haltungen zu liefern. Nun wurde auf der Basis neuronaler Entwicklungserkenntnisse erklärt, wie sehr der Medienkonsum die Gehirnentwicklung schon und gerade im jüngsten Kleinkindalter schädigt und behindert. Eltern hatten das Gefühl, dass bereits beim Vorübergehen an einem Bildschirm ihre Schützlinge Einschränkungen für den Rest ihres Lebens erleiden würden, die durch nichts mehr zu kompensieren oder gar zu heilen seien.

Ein echtes Problem. Denn bis auf die richtig harten Waldorf-Haushalte – und selbst nicht einmal dort bei allen – gab es doch beinahe in jedem deutschen Haushalt die flimmernden Oberflächen. Wenn schon der Fernsehkonsum gering war, dann gab es doch immer weniger, die sich im Laufe der Zeit der Anschaffung eines PCs verweigern konnten. Also ein Dilemma. Geräte waren im Haus – aber nutzen sollte man sie nicht. Computer waren schädlich, aber Computerkenntnisse waren eine Standardforderung in allen Stellenausschreibungen. Sogar in den Schulen – und sogar in den Grundschulen – gab es PC-Räume oder einen alten ausrangierten PC im hinteren Bereich des Klassenzimmers. Der durchschnittliche deutsche Fernsehkonsum von ca. 3 Stunden am Tag (bei Erwachsenen, bei Jugendlichen waren es weniger) verteilte sich jetzt nicht etwa auf Fernseh- und Computerzeit, sondern die Computerzeit kam noch oben drauf. Heutzutage sitzen Millionen von Menschen mehr oder weniger ihre komplette Arbeitszeit über am PC. Aber die sind ja gottlob ausgewachsen (von den Azubis abgesehen).

Gehirnforscher wie Gerald Hüther oder Manfred Spitzer wollten entdeckt haben, dass die Synapsenbildung bereits im frühen Kindesalter durch Bildschirme behindert wird. Und was dem Kind an Synapsen abgeht, das holt der Erwachsene natürlich nimmermehr auf. Mit wortgewaltigen Vorträgen zog man durch die Lande oder veröffentlichte einschüchternde Bücher mit Titeln wie „Vorsicht Bildschirm“, „Digitale Demenz“ oder „Cyberkrank“. In „Digitale Demenz“ fasst Spitzer zusammen:

„Digitale Medien führen dazu, dass wir unser Gehirn weniger nutzen, wodurch seine Leistungsfähigkeit mit der Zeit abnimmt. Bei jungen Menschen behindern sie zudem die Gehirnbildung; die geistige Leistungsfähigkeit bleibt von vornherein unter dem möglichen Niveau. Dies betrifft keineswegs nur unser Denken, sondern auch unseren Willen, unsere Emotionen und vor allem unser Sozialverhalten.“<sup>15</sup>

Aufgehalten wurde die technische Entwicklung dadurch natürlich nicht. Und für die allermeisten Eltern war die Beschäftigung ihrer Kinder mit digitalen Geräten in einem bestimmten Umfang in Ordnung, wenn ne-

---

15 Spitzer, Manfred: Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen, München, 2012, S.322

benbei die schulischen Anforderungen, die anderen Hobbies und die sozialen Kontakte nicht vernachlässigt wurden. Wissenschaft trifft auf Alltagsrelevanz. In den Augen mancher Gehirnforscher sollte die Kindheit am liebsten eine medienfreie Naturwelt sein. Milzner kommt zu der Einschätzung:

„Hinter solchen ... Aussagen steckt wohl das Ideal einer Kindheit, die draußen stattfindet, im Matsch, am Bach und im Baumhaus. Dieses Ideal impliziert, dass Kinder niemals mit Dampfmaschinen gespielt oder ferngesteuerte Autos benutzt hätten, Flugzeuge fliegen gelassen oder an Modellraketen gebaut haben. Es vermittelt den Eindruck, als wären die industrielle Welt und die technische Entwicklung eine Sache der Erwachsenen, während sich die Kindheit in einem naturnahen Idyll ereignet. Aufgrund dieser eingeschränkten Auffassung dessen, was Kindheit eigentlich ist, sind Anhänger solcher Idealisierungen als Ratgeber nicht nur untauglich. Sie können regelrecht schaden.“<sup>16</sup>

Übrigens: Es soll hier selbstverständlich nicht abgestritten werden, dass Medien Wirkungen haben. Hätten sie keine Wirkungen, so würden sie nicht konsumiert oder genutzt werden. Sie unterhalten, entspannen, bringen Nervenkitzel, vertreiben Langeweile, informieren und eignen sich als Gesprächsthemen. Alle anderen Wirkungen werden im Einzelfall genauso widerlegt wie bewiesen werden können. Wie bei den Nebenwirkungen von Medikamenten sind hier oft keine signifikanten Zahlen aufzuweisen und keine direkten Zusammenhänge nachzuweisen. Dies schließt nun letztlich natürlich nicht vollkommen aus, dass ein junger Mann durch oder mit oder neben seinem Medienkonsum beispielsweise aggressive Tendenzen entwickelt. Daneben gibt es vielleicht etliche Fälle im persönlichen Bekanntenkreis, wo das genau nicht der Fall ist. Schwierig zu bewerten. Epochale Großthesen, wie diese, dass insgesamt (und vielleicht) weltweit die Intelligenz der Menschen sinke und dass daran die Computer schuld seien, werden sich weder in ihrer Grundhypothese noch in ihrer Ursachenzuschreibung grundsätzlich beweisen lassen.

Christian Stöcker von Spiegel Online schreibt in seiner Kolumne mit dem Titel „Die Methode Spitzer“: „Manfred Spitzer, der mit der ‚Di-

---

<sup>16</sup> Milzner, a.a.O., S.51

gitalen Demenz', hat ein neues Buch geschrieben. Diesmal geht es um Einsamkeit, aber auch an der ist wieder irgendwie das Internet schuld. Warum kaufen die Leute sowas eigentlich?<sup>17</sup> Ich vermute, dass sich das Interesse an der medienkritischen Literatur aus zwei Quellen speist. Zum einen rührt es aus der Tatsache, dass – wie bereits erwähnt – die Digitalisierung ein Totalphänomen ist. Sie läuft – überall und immer schneller. Wir können uns ihr eigentlich nicht entziehen. Da ist natürlich eine gewisse Skepsis durchaus nachvollziehbar und auch angebracht. Dass der Mensch fragt, ob denn diese Entwicklungen alle unvermeidbar sind, ob sie denn unterm Strich tatsächlich gut für uns sind und ob nicht eher in der Tat Gefahren drohen, die uns – nicht zuletzt auch von den Profiteuren der Digitalisierung – bewusst verschwiegen werden, ist eine naheliegende und durchaus nicht übertriebene Reaktion. Der Versuch, sich dem Ausgeliefertsein an diese technischen Entwicklungen zu widersetzen, ist absolut ehrenhaft. Die zweite Quelle dürfte sich meines Erachtens aus der Unkenntnis speisen. Viele technischen Entwicklungen sind uns aufgrund der immer höheren Innovationsgeschwindigkeit nur vom Hörensagen bekannt. Und oft neigen wir dazu, die Dinge, die wir nicht kennen, zu verdächtigen. Das braucht doch kein Mensch – ist eine übliche und häufige Reaktion auf technische Neuerungen, die man nicht wirklich kennt und versteht. Und daran anschließend der Verdacht, dass das doch nur wieder zeitraubend, unpersönlich und im schlimmsten Fall der Ausforschung der Nutzer dienlich sei. Das mag im Einzelfalle ja durchaus zutreffend sein, fällt aber als Allgemeinplatz zunächst einmal sicherlich unter die Kategorie des Vorurteils und der Ignoranz. Dann haben wir natürlich gerne die kompetenten Wissenschaftler, die uns die Richtigkeit unseres Vorurteils bestätigen und deutlich machen, dass wir da irgendwie ja schon immer Recht hatten.

### Die Pädagogen

Die Pädagogen, zumal diejenigen, die als Lehrkräfte in der Schule oder als Erzieher im Kindergarten arbeiten, stecken in einem Dilemma. Zum einen möchten sie ihre Schutzbefohlenen vor diesen ja vielleicht

---

17 <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/manfred-spitzer-ueber-einsamkeit-an-alle-ist-das-internet-schuld-a-1197453.html#ref=meinunghpmobi>



doch irgendwie schädlichen Medien schützen, zum anderen fordern die sogenannten Medienpädagogen, dass in den Erziehungs- und Bildungseinrichtungen Medienkompetenz vermittelt werden müsse und dies geht nun eben auch wieder nur durch die Beschäftigung mit den Medien selbst in theoretischer, aber vor allem auch in praktischer Hinsicht. Zum einen würden sie oft gerne medienfreie Zonen schaffen, in denen sich die Kinder mit ökologischem Holzspielzeug und die Schüler mit pädagogisch und didaktisch wertvollen Büchern beschäftigen, zum anderen bringen die Kinder und Jugendlichen ihre Mediensozialisation natürlich auch mit in die Schule – was nicht nur das Handy in der Tasche meint, sondern auch die Gewohnheit, Informationen aus Bildern, Filmen, Internetseiten besser und motivierter aufzunehmen als aus Arbeitsblättern und Lehrbüchern. Zum einen erwartet sogar der Dienstgeber mittlerweile die Vermittlung von Medienkompetenz durch seine Lehrer, zum anderen bringen die Lehrer selbst diese Medienkompetenz oft gar nicht oder nur sehr rudimentär mit. Da werden im schlimmsten Fall immer noch Arbeitsblätter ausgeteilt, in denen der DM-Betrag mit Tippex in Euro umgewandelt wurde oder denen ihr früheres Leben als Blaupausenmatrize noch deutlich anzusehen ist.

Astrid Herbold schrieb bereits 2010:

„Nur folgerichtig, dass auch die Grundschule den kindlichen Wissensdurst mittlerweile früh in die entsprechenden medialen Bahnen lenkt. ‚Guckt doch mal im Internet‘, rät die Klassenlehrerin ihren Zweitklässlern, wenn Ausmalbilder, Keksrezepte oder Bastelanleitungen gebraucht werden. Und natürlich auch, wenn Referate über Katzen, Löwen oder Tiger vorbereitet werden sollen. Unnötig, finden die Kinder, dass die Lehrerin das Netz überhaupt ausdrücklich erwähnt. Wo sollte man auch sonst gucken?“<sup>18</sup>

Da sollen sich Lehrer im Einsatz technischer Geräte fortbilden, die sie dann nur sporadisch anwenden können und deren Handhabung sie logischerweise schleunigst wieder vergessen. Da sollen Lehrer sich zu medienpädagogischen Themen fortbilden und wissen oft nicht, woher

---

<sup>18</sup> Herbold, Astrid: Generation Copy & Paste oder: Wissenserwerb in Zeiten der Suchmaschine, S.85, in: Dittler, Ulrich/ Hoyer, Michael (Hg.): Zwischen Kompetenzerwerb und Mediensucht, Chancen und Gefahren des Aufwachsens in digitalen Erlebniswelten aus medienpsychologischer und medienpädagogischer Sicht, München, 2010

sie die Zeit nehmen sollen, neben Unterricht und Unterrichtsvorbereitung und einem ständig anwachsenden Organisations- und Kommunikationsbedarf rund um das Unterrichtsgeschehen wenigstens eine fachlich-inhaltliche Fortbildung zu machen, um in ihren Fachkompetenzen auf einem aktuellen Stand zu bleiben. Oftmals ist der Zusammenhang eines medial sinnvoll gestalteten Unterrichts mit der privaten Medienaffinität einer Lehrkraft nicht zu übersehen. Wer zuhause Notebook und Smartphone nicht oder nicht gerne nutzt, wird auch im Unterricht den Schülern keine Medienkompetenzen vermitteln können. Dabei ginge es im Unterricht ja nicht nur um einen didaktisch sinnvollen Einsatz von Medien im Lehr-Lerngeschehen, sondern eben darüber hinaus noch um die Vermittlung von Medienkompetenz, also kritischen, kreativen, kommunikativen und kooperativen Fähigkeiten im Umgang mit Medien.

Dies ist eine Aufgabe, die nicht nur in den MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) zu erledigen ist, sondern die sich als „kulturelle Kompetenz“ durch alle Fächer ziehen sollte. In Baden-Württemberg haben beispielsweise 2017, als Medienkompetenz zur Leitkompetenz im neuen Bildungsplan erhoben wurde, alle vier Landeskirchen und Bistümer des Bundeslandes gemeinsam eine umfassende Handreichung zur Medienkompetenz im Religionsunterricht herausgegeben. Medien sollten nicht nur didaktisches Hilfsmittel im Unterricht sein, sondern selbst auch Thema in den verschiedensten Bezügen. So kann sich der Religionsunterricht beispielsweise mit der medialen Darstellung von Religiosität oder Kirche befassen oder die mediale Relevanz ethischer Themen überprüfen oder direkt medienethische Themen behandeln wie beispielsweise die Frage nach Wahrheit in den Zeiten von Social-Bots und Fake-News.

In der Praxis zeigt sich, dass es den digital divide nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch explizit in der Lehrerschaft gibt. Ein guter Teil, der gut und gerne mit Medien arbeitet, und ein (eher größerer, weil älterer) Teil der Lehrerschaft, der es nahezu überhaupt nicht macht.

In einem absoluten Versuchsstadium sind noch die sogenannten Tablet-Klassen. Ein etwas unglückliches Wort für den Tablet-gestützten Unterricht. Dabei ist die Frage ob Tablet oder Laptop eigentlich sekundär. Für Tablets spricht, dass sie kostengünstig, stabil und leicht zu transportieren sind und dass sie in ihrer Bedienung sehr dicht am Handy

liegen. Ein Tablet-gestützter Unterricht könnte mit der entsprechenden Software sehr individuell auf die Kompetenzen und das Arbeitstempo der einzelnen Schüler zugeschnitten werden. Programme geben den Schülern nach Erledigung ihrer Aufgaben und je nach Qualität und Quantität der Bearbeitung neu zugeschnittene Aufgaben. Der Lehrer hat in seiner Übersicht in Echtzeit die Qualitäts- und Leistungskontrolle seiner Schüler und kann entscheiden, wo einzugreifen ist, wo Redebedarf, wo eventuell zusätzlicher Erklärungsbedarf besteht etc. Auswertungen des Programms können vorschlagen, welche Schüler in Lerngruppen zusammengefasst werden, damit beim jeweiligen Thema z.B. Schüler mit einem vergleichbaren Kenntnisstand und Arbeitstempo zusammenarbeiten können oder eben gerade nicht, oder damit Problemlösungsgruppen gebildet werden können mit Schüler\*innen mit vergleichbaren Problemlagen. Auch könnten Kooperationen in der außerunterrichtlichen Zeit stattfinden und so die bereits übliche und zuweilen ein wenig überschwängliche Whats-app-Kommunikation zu einer gezielten Aufgaben-Kommunikation bzw. -kooperation weiterentwickelt werden.

Die Schule ist in vielerlei Hinsicht einer der wenigen Bereiche unserer Lebenswelt, der sich technisch eigentlich noch kaum weiterentwickelt hat. Zwar gibt es zunehmend W-LAN und fest installierte Beamer in den Klassenzimmern, aber im Grunde genommen ist die Entwicklung vom Filmapparat oder vom Videowagen zum Beamer nur eine technisch graduelle, ohne dass sich hier wirklich neue Wege des Lehrens und Lernens etabliert hätten. Von der Schiefertafel zum Whiteboard ist es nur ein technischer Schritt, von einem Frontal- zu einem kooperativen Unterricht ist es noch ein großer Schritt.

### **Kulturelle Kompetenz**

Einbettung ins größere Konzept

Die Frage scheint also angebracht, ob Medienkompetenzvermittlung nicht in ein größeres Konzept eingebettet werden muss. Spitzer weist darauf hin, dass zur Nutzung von Computer oder Internet keine Spezialfähigkeiten benötigt würden, „sieht man von ein paar Mausclicks und der oberflächlichen Kenntnis von Anwender-Software ab, die sich jeder

innerhalb weniger Stunden aneignen kann.“<sup>19</sup> Man brauche vielmehr eine „solide Grund- oder Allgemeinbildung“. Diese müsse man ohne Computer und Internet erwerben, weil man sie zu deren Nutzung schon benötige. Wer diese Allgemeinbildung habe, der könne auch im Internet „viele finden und sich eingehend informieren, wer jedoch noch nichts wisse, der würde auch „durch digitale Medien nicht schlauer“.<sup>20</sup> In dieser typischen Spitzerschen Zuspitzung mag man den Sachverhalt nicht stehen lassen, im Gegenteil, an einigen Stellen möchte ich ausdrücklich widersprechen. Aber der Grundfrage nach der Einbettung der Medienkompetenz in ein größeres Konzept einer kulturellen Kompetenz werden wir im Folgenden nachgehen.

Zunächst: So einfach, wie Spitzer die Sache darstellt, ist es nicht. Schon 2012 genügten der Mausführerschein und ein wenig Textverarbeitungskenntnisse nicht für Medienkompetenz, die diesen Namen auch verdient hatte, und heute gilt dies genauso wenig bzw. eher noch weniger. Es geht ja nicht nur um die rudimentärsten Eingabe-Kenntnisse am Gerät. Sondern vor allem um eine kritische Haltung in diesen Bereichen – also im guten griechischen Sinne von unterscheidend. Natürlich setzt eine solche kritische Kompetenz zunächst einmal eine technische Kompetenz voraus, denn wer die Medien gar nicht nutzen kann, kann ihre Nützlichkeit auch nicht unterscheiden. Diese technische Kompetenz ist heutzutage nicht in wenigen Stunden erlernt oder erledigt, sondern ein zeitaufwändiger und fortdauernder Prozess. Ich persönlich wäre durchaus schon dankbar, wenn meinen Kindern in der Schule ein Mindestmaß an Textverarbeitung, Bildbearbeitung, Präsentationsgestaltung und Tabellenkalkulation beigebracht worden wäre. Zocken, chatten und cheaten lernen sie von alleine. Medienkompetenz hat eine handwerkliche oder technische Komponente, daran führt kein Weg vorbei, es geht aber auch um die genannte kritische Unterscheidungsfähigkeit, und es hat eine kreative Komponente, also die Fähigkeit, Medien kreativ zu nutzen und zu gestalten, um sich selbst auszudrücken. Damit sind wir schon sehr nahe bei der kommunikativen Kompetenz angekommen. Denn Medien sind ja in erster Linie Kommunikationsmittel,

---

<sup>19</sup> Spitzer Manfred: Digitale Demenz – Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen, München, 2012, S. 311

<sup>20</sup> Ebda.

die den Austausch und die Verständigung unter den Menschen ermöglichen und erleichtern sollen. Medienkompetenz bedeutet also, Medien so einsetzen zu können, dass sie Kommunikation ermöglichen (indem ich z.B. in den sozialen Medien ein Thema diskutiere) und nicht so, dass sie Kommunikation verhindern (indem ich den ganzen Tag meine Musikstöpsel in den Ohren habe). Diese Medienkompetenz ist eben nicht, wie Spitzer ausführt, in wenigen Stunden erlernt, sondern im Grunde genommen – wie Kommunikationsfähigkeit an sich – ein lebenslanger und immer wieder zu überarbeitender Lernprozess. Die mangelnde technische Kompetenz hindert viele daran, Medien schlussendlich kommunikationskompetent zu nutzen. Natürlich kann sich nahezu jeder ein Facebook-Profil anlegen. Aber um die persönlichen Einstellungen auszuwählen, um festzulegen, wer was von mir sehen soll, was ich von anderen sehen will, was ich nicht sehen will, und um gegebenenfalls in sinnvoller Weise an einer größeren Diskussion teilzunehmen, braucht es schon wieder ein wenig mehr an technischer Kompetenz als nur die nackten Grundkenntnisse, die Herr Spitzer in wenigen Stunden erlernt. Vor allem liegt die Tücke des Objekts darin, dass sich die meisten technischen Fragen erst mit fortschreitender Nutzung stellen. Das bedeutet, dass die technische Seite der Medienkompetenz auch nur durch ein bestimmtes Maß an Nutzung, also eine bestimmte Häufigkeit der Performance, gewonnen werden kann. Wir kennen dies alle von den kleinen Besonderheiten in den Textverarbeitungsprogrammen, die wir, wenn wir sie wieder einmal brauchen, eben meistens längst schon wieder vergessen haben, weil wir sie so selten gebrauchen.

Recht zu geben ist Spitzer allerdings im Aspekt der Allgemeinbildung. Es ist beispielsweise schwierig, Suchmaschinen kompetent zu nutzen, wenn ich wenig oder keine Ahnung von der gesuchten Sache habe. Die Kombination von geeigneten Schlagworten in der Suche führt zu schnellerem Erfolg. Auch ein gewisses Wissen über den Anbieter der Informationen kann nützlich sein, um die Seriosität der Informationen besser beurteilen zu können. Überhaupt ist der Umgang mit Quellen und die Quellenscheidung (bzw. -unterscheidung) natürlich ein viel größeres Problem, je leichter an eine Vielzahl von Quellen heran zu kommen ist. Wer in dieser Hinsicht noch Erfahrungen braucht, dem empfehle ich die Lektüre von Seminararbeiten von Schülerinnen und

Schülern, die kurz vor dem Abitur stehen. Da ist nicht nur oftmals eine horrende Unkenntnis von Zitationsregeln vorhanden, sondern auch eine geradezu erschreckende Naivität im Umgang mit Quellen. Hermeneutische Kompetenzen liegen völlig brach.

Auch im Hinblick auf die gerade wieder aktuelle Fake-News-Debatte ist die Frage zu stellen, wie Jugendliche oder Heranwachsende aktuelle Meldungen (oder Fake-Meldungen) kompetent beurteilen oder kritisch unterscheiden können sollen. Das ist oftmals auch für einen sehr gut gebildeten Erwachsenen kaum oder gar nicht möglich. Bei solchen Fragen helfen in der Tat eine gewisse technisch-literarische Kompetenz (wissen, wo ich vergleichend suchen kann, welche anderen Quellen gibt es, wo kann ich das genauer nachschauen) sowie ein grundsätzlich kritischer Geist (kann das wahr sein, ist das wirklich überzeugend belegt, passt das mit den anderen mir bekannten Fakten zusammen, wer könnte Interesse an einer Unwahrheit haben, etc.) In der heutigen globalisierten und digitalisierten Welt kann eigentlich nicht allen Ernstes von einzelnen Menschen (nicht-Fachleuten gar) erwartet werden, dass sie den Wahrheitsgehalt bestimmter Meldungen einschätzen können. Wir brauchen deshalb einerseits verlässliche und verbürgte Institutionen des Journalismus, aber andererseits auch den kritischen Geist mündiger Konsumenten. Und letzteres ist eben eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Da müssen Schule und Elternhaus, Universität und außerschulische Bildung zusammenarbeiten. Es geht darum, Menschen zu erziehen, die nicht den bequemen Weg der einfachen Lösung suchen, sondern bereit sind, den schwierigen Weg einer unterscheidenden und differenzierenden Betrachtung zu gehen, der meist am Ende keine Patentlösungen bereit hält, sondern genauso unterschiedliche und an die Problemlage angepasste Maßnahmen erfordert, die dann auch immer wieder überprüft werden müssen.

Man sieht also, dass nicht, wie Spitzer meint, Medienkompetenz obsolet ist, sie ist vielmehr Teil – und ich würde sagen, sogar unverzichtbarer Teil – einer größeren Kompetenz, die ich hier einmal „kulturelle Kompetenz“ nennen möchte. Dabei denke ich nun nicht an Oper und Schauspiel, sondern an die Fähigkeiten, unsere Kultur zu verstehen und kritisch zu hinterfragen. Dafür spielt Medienkompetenz eine wichtige Rolle, darf aber nicht nur für sich stehend betrachtet, eingefordert oder vermittelt werden.

### Kulturelle Kompetenz(en)

Was wäre also kulturelle Kompetenz oder was wären kulturelle Kompetenzen in der heutigen Zeit? Die folgende Auflistung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Abgeschlossenheit, sie stellt vielmehr erste fragmentarische Überlegungen dar zur Entwicklung einer kulturellen Kompetenz im digitalen Zeitalter.

Dieser zugrunde liegend sehe ich zunächst einmal drei fundamentale Verständnisebenen. Zuvörderst braucht es ein Verständnis von Sprache. Dies schließt neben orthografischen, grammatikalischen und literarischen Grundkenntnissen vor allem die schon beschriebenen hermeneutischen Fähigkeiten ein. Ein kulturell kompetenter Mensch muss Texte und Äußerungen auf dem Hintergrund ihrer Entstehungsgeschichte verstehen und deuten können. Er muss Inhalte und Form in einen gegenseitigen Erschließungsprozess bringen können. Er muss lesen können, was zwischen den Zeilen beziehungsweise hinter den Zeilen steht. Damit eng verbunden ist ein Verständnis von Geschichte. Gerade für hermeneutische Prozesse braucht es geschichtliches Wissen und ein Verständnis dafür, wie Entwicklungen auf ihren geschichtlichen Voraussetzungen aufsetzen und diese weiter entfalten. Zur Bewertung von Prozessen und Ideen braucht es eine Ahnung davon, wo ähnliche Prozesse und Ideen in der Geschichte bereits aufgetreten sind und welcher Erfolg ihnen beschieden war. Und schließlich braucht es ein Verständnis des politischen und sozialen Zeitgeschehens. Im Prinzip ist dies eine Verlängerung des geschichtlichen Verständnisses ins Heute hinein. Zusammenfassend: Gegenwart lässt sich nur auf der Basis der Vergangenheit verstehen und beides nur auf dem Hintergrund und mit den Mitteln der Sprache. Dies sind also die Grundfähigkeiten, derer ein kulturell kompetenter Mensch bedarf.

Daraus entwickeln sich dann folgende Vorgehensweisen/Methoden:

#### 1. Die Dinge kritisch hinterfragen

Zur kulturellen Kompetenz gehört die Fähigkeit, die Dinge nicht fraglos hinzunehmen und nicht leichtfertig alles für bare Münze zu nehmen. Der kulturell kompetente Mensch hinterfragt die Sachverhalte. Nach ihrem Wahrheitsgehalt, nach ihrer Intention, nach der Zuverlässigkeit

ihrer Herkunft, nach ihrer allgemeinen Gültigkeit usw. Der kulturell kompetente Mensch gibt sich nicht mit den einfachen Antworten zufrieden. Er verfällt nicht auf Allgemeinplätze und erkennt Vorurteile oder Behauptungen. Er weiß, dass, was hier und heute Gültigkeit besitzt, nicht überall und jederzeit Gültigkeit besitzen muss.

### 2. Die Dinge einordnen können

Neben einer kritischen Befragung gehört auch die Fähigkeit zur Einordnung zum Prozess der Bewertung. Dabei geht es darum, Zusammenhänge herstellen zu können, Bedeutungen zumessen zu können und Gewichtungen vornehmen zu können. Im Zeitalter der Informationsflut muss der kulturell kompetente Mensch entscheiden können, was für ihn wichtig ist und welche Informationen vernachlässigt werden können. Er muss die Trag- und Reichweite von Äußerungen und Entwicklungen einschätzen und beurteilen können. Dinge einordnen zu können bedeutet auch, die Gelassenheit zu besitzen, das Nicht-Änderbare hinzunehmen bei dem gleichzeitigen Impetus, das Verbesserungsfähige auch verbessern zu wollen. Es geht – kurz gesagt – darum, die Relevanz der Dinge beurteilen zu können.

### 3. Offen bleiben für neue Sichtweisen

Schlussendlich geht es bei der kulturellen Kompetenz auch darum, sich der Nicht-Abgeschlossenheit des Prozesses bewusst zu sein. Wie im hermeneutischen Zirkel weiß der kulturell kompetente Mensch, dass immer noch andere Sichtweisen oder neue Erkenntnisse seine Anschauung und Interpretation der Sache verändern können. Und es ist nicht nur ein theoretisches Wissen um diese Veränderbarkeit, sondern auch die ganz praktische Bereitschaft zur Veränderung der Anschauungen. Der kulturell kompetente Mensch ist kein Wendehals, der seine Fahne in den Wind hängt, aber er ist eben auch kein unverbesserlicher Rechthaber und kein konservativer Sturkopf. Er ist bereit, auf Veränderungen einzugehen und mit neuen Erkenntnissen umzugehen. Der kulturell kompetente Mensch ist deshalb in vielem zwar zu überraschen, aber nicht zu erschüttern, weil er die Erschütterbarkeit seiner Anschauungen von vornherein einkalkuliert.



Kulturelle Kompetenz sollte deshalb zu Diskursfähigkeit, zur Fähigkeit, über den Tellerrand hinauszublicken, führen sowie zur Fähigkeit der differenzierten Betrachtung. Ähnlich wie beim Journalismus bedeutet kulturelle Kompetenz, die Kompetenz, die richtigen Fragen zu stellen.

#### Medienkompetenz im Rahmen einer kulturellen Kompetenz

Es wurde vorher schon angedeutet: Medienkompetenz spielt im Rahmen einer kulturellen Kompetenz eine nicht unbedeutende Rolle. Kulturelle Kompetenz macht eine Medienkompetenz nicht überflüssig, vielmehr ist die Medienkompetenz ein unverzichtbarer Bestandteil einer kulturellen Kompetenz. Allerdings sollte eine Medienkompetenz eben auch eingebettet sein in eine umfassendere kulturelle Kompetenz.

Was bedeutet dies nun für die Vermittlung dieser Kompetenzen in Lern- und Bildungsprozessen?

Zunächst ist davon auszugehen, dass klassischen Bildungsidealen auch weiterhin ein gewisses Recht zukommt. Geschichte, Sprache, Literatur sind, wie wir aufgezeigt haben, unverzichtbare Bestandteile einer kulturellen Kompetenz. Gleichzeitig müssen in der Schule aber auch gewisse Basisfähigkeiten im Hinblick auf eine technische Medienkompetenz vermittelt werden. Die Nutzung von Textverarbeitungs- und Präsentationsprogrammen sollte nicht nur bei den größeren und kleineren Hausarbeiten eingefordert werden, sondern auch im Unterricht systematisch erlernt und immer wieder geübt werden. Wenn Schüler trainieren, einen Lebenslauf zu schreiben, dann sollte dabei auch ganz selbstverständlich geübt werden, diesen in einer ansprechenden Form zu layouten und ein aussagekräftiges Bild einzubinden. Wenn Schülerinnen im Seminarkurs lernen, ein Thema oder eine Fragestellung einzugrenzen und zu bearbeiten, dann sollten sie dabei selbstverständlich auch die Grundregeln der Internetrecherche und die Unterscheidung der Quellen erlernen (natürlich nicht erst dann, sondern möglichst schon ab der weiterführenden Schule). Diese technischen Kompetenzen werden oft bei den Schülern schon unterschiedlich stark vorhanden sein. Die Kunst wird also darin bestehen, didaktische Konzepte zu entwickeln, die die bereits Versierten nicht langweilen und die noch wenig Eingeführten nicht überfordern. Gerade im Bereich des Computerlernens

sollte es aber ein lösbares Problem sein, Schülerinnen auf verschiedenen Niveau-Stufen sinnvoll weiter zu bilden. In Baden-Württemberg hat man hier durch das Konzept der Gemeinschaftsschulen in den letzten Jahren einiges dazu gelernt.

Die kritische, kreative und kommunikative Seite einer Medienkompetenz sollte meines Erachtens im Rahmen einer kulturellen Kompetenz vermittelt werden. Das schließt ein eigenes Fach „Medien“, wie es oft gefordert wird, meines Erachtens nicht aus. Ich halte es in der heutigen Zeit für wichtiger, dass mein Sohn etwas über Digitalisierung und Datenschutz, über Internet-Ethik und Möglichkeiten und Gefahren künstlicher Intelligenz lernt als beispielsweise über die verschiedenen Isotope des Wasserstoffs. (Ich bitte alle Chemiker und Chemisch-Interessierten um Verzeihung, muss aber sagen, dass mir die Welt der Chemie weitgehend verschlossen blieb, ohne dass ich das Gefühl hatte, deshalb im Leben mit bedeutenden Wissenslücken über die Runden kommen zu müssen). Unabhängig davon ist aber die Vermittlung kultureller Kompetenz und die Vermittlung von Medienkompetenz eben nicht nur eine Aufgabe der Fächer Deutsch, Geschichte und Politik, sondern eine grundsätzliche Aufgabe aller Fächer. Ich habe schon das Beispiel eines Religionsunterrichts angeführt, der medienethische Fragen reflektiert. Genauso könnte sich ein Geografie-Unterricht mit den Fragen von Netzgerechtigkeit und digitalen Infrastrukturen im eigenen Land und weltweit beschäftigen. Ein Biologieunterricht könnte sich mit Vergleichbarkeit und Unterschiedlichkeit menschlicher Intelligenz und künstlicher Intelligenz beschäftigen. Das sind nur einige Beispiele, wie medienrelevante Fragen der Gegenwart und der Zukunft in verschiedenen Unterrichtsfächern eingebunden werden könnten.

Medienkompetenz im Rahmen einer kulturellen Kompetenz ist ebenso eine Aufgabe des lebenslangen Lernens oder einfacher formuliert der Erwachsenenbildung. Es ist nicht davon auszugehen, dass Erwachsene allein aufgrund ihres Alters oder ihrer Lebenserfahrung in der Lage sind, kulturelle Kompetenzen in adäquater Form medial anzuwenden. Insofern könnte es ein lohnenswertes Projekt sein, wenn hier beispielsweise in der Familie kooperativ miteinander und voneinander gelernt wird.

### Literatur

- Ariès, Philippe. *Geschichte der Kindheit*. München, 1978.
- Herbold, Astrid. Generation Copy & Paste. oder: Wissenserwerb in Zeiten der Suchmaschine. In: Dittler, Ulrich und Michael Hoyer (Hrsg.): *Zwischen Kompetenzerwerb und Mediensucht*. München, 2010, S. 79-89.
- Milzner, Georg. *Digitale Hysterie – warum Computer unsere Kinder weder krank noch dumm machen*. Weinheim, 2016.
- Rousseau – Entdecker der Kindheit. 2008. [www.geo.de/magazine/geo-kompakt](http://www.geo.de/magazine/geo-kompakt).
- Sahar, Sulamit. *Kindheit im Mittelalter*. München, 1991.
- Spitzer, Manfred. *Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen*. München, 2012.
- Stöcker, Christian. „Die Methode Spitzer.“ 11. 03. 2018. [spiegel.de](http://spiegel.de).
- Winkler, Martina. *Der Tagesspiegel* (2017).